

Die DKJS begreifen in 60 Sekunden

Erst 20 Jahre alt ist die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung. Damit hat die DKJS gerade mal das Abiturienten-Alter hinter sich. Doch in ihren jungen Jahren kann die Stiftung eine stattliche Anzahl erfolgreicher Projekte vorweisen. Das passt ganz gut zum Kerngedanken der Stiftungsarbeit: Sie will nicht nur für den Nachwuchs arbeiten, sondern ihn vor allem ermutigen, eigenständig etwas in Bewegung zu setzen.

Selbst aktiv werden Kinder und Jugendliche etwa in Sommercamps gegen das Sitzenbleiben. Von solchen Camps gab es inzwischen schon mehr als 100. Andere Schüler absolvieren Minipraktika in Unternehmen oder betreiben ihre eigene Schülerfirma (siehe diese Seite). Die Stiftung hilft außerdem, Kinder schon ab der Kita für den demokratischen Gedanken zu sensibilisieren. Im vergangenen Jahr kamen 300 000 Kinder und Jugendliche mit DKJS-Projekten in Kontakt und fast noch einmal so viele Erwachsene.

Bundesweit ist die Stiftung mit 70 Ministerien, Organisationen und Geldgebern aus der Wirtschaft vernetzt. Im Laufe der Jahre warb sie 200 Millionen Euro ein. Ein Drittel kam aus Spenden, zwei Drittel aus öffentlichen Mitteln.

Los ging es im Jahr 1994 unter anderem auf Initiative von Rita Süßmuth, einst Familienministerin und damals Präsidentin des Bundestags. Hochrangig ist die DKJS seit langer Zeit in die Politik eingebettet: Traditionell übernimmt die First Lady die Schirmherrschaft. Derzeit ist die Gattin von Bundespräsident Joachim Gauck, Daniela Schadt, im Amt. Dem Stiftungsrat sitzt Roland Koch vor, der frühere hessische Ministerpräsident und jetzige Vorstandschef des Baukonzerns Bilfinger. Für Kontinuität sorgt Geschäftsführerin Heike Kahl, die seit Anbeginn dabei ist und mittlerweile 250 Mitarbeiter koordiniert.

Ihre Keimzelle hat die DKJS im Osten der Republik. Den Anfang machte der Aufbau von Schülerfirmen und Schülerclubs in Berlin. Die Clubs sind Orte, an denen sich Schüler ungestört im Gebäude treffen können. Zugleich sind sie eine Organisation, in der die Jüngsten zusammen mit Lehrern und Eltern besprechen, wie sie gerne den Unterricht und die Zeit darum herum verbringen möchten. Beihilfe zur Selbstverwirklichung also.

Nach zwei Jahren dehnte die Stiftung ihr Schülerclub-Programm in weitere neue Bundesländer aus. Kurz vor der Jahrtausendwende gab es erste Projekte im Westen. Inzwischen ist die DKJS mit sechs Regionalstellen vor Ort verwurzelt, übrigens in Nordrhein-Westfalen ebenso wie in Sachsen.

Neben der Praxis ist die Theorie wichtiger geworden. Auf der Hälfte des bisherigen Lebensweges, im Jahr 2004, gründete die DKJS eine Fachstelle für Evaluation. Dort werden einzelne Programme wissenschaftlich ausgewertet - und verbessert. Mit ihren Erfahrungen mischt sich die Stiftung bildungspolitisch ein, wenn es um Ganztagesbetreuung, Frühförderung oder pädagogische Methoden geht.

Big Business in der großen Pause

In Schülerfirmen lernen schon ganz Kleine das Einmaleins der Wirtschaftswelt. Die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung unterstützt mehr als 500 Projekte im Osten Deutschlands. Eine Reise von Schwerin bis Bad Sulza.

Von Jens Twiehaus

Viele tausend Stunden wenden Schüler und Lehrer bundesweit auf, um spannende Geschäftsideen umzusetzen. Schülerfirmen sind die professionelle Fortsetzung vom Unterricht in die Praxis. In den sechs ostdeutschen Bundesländern einschließlich Berlin unterstützt die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung seit 20 Jahren den Aufbau und die Weiterentwicklung kleiner Unternehmen. Mehr als 500 sind es inzwischen, gefördert wird das Netzwerk von der Heinz Nixdorf Stiftung. Nah an der regionalen Wirtschaft kochen, basteln oder konzipieren selbst Kinder im Grundschulalter. Von allen - auch von den Pädagogen - erfordert dies viel Engagement bis hinein in die Freizeit. Gerade für behinderte Jugendliche oder Kinder mit Lernproblemen kann die Schülerfirma den Weg in die berufliche Zukunft ebnen.

www.fachnetzwerk.net

Kastentext:

"ICH HABE GELERNT MICH ZU BEHERRSCHEN"

BoZz Catering, Berlin

Wenn die jungen Küchenchefs losziehen, steht die 16-jährige Zaaraa meist im Mittelpunkt. Sie ist der Boss von BoZz, einem Cateringservice von Schülern aus Berlin. Einen großen Auftrag bekommt die neunte Klasse der Sekundarschule Wilmersdorf pro Monat. Lehrerin Katrin Moeller schickt die Jugendlichen dann für Tage ins Gemüsebeet, den Supermarkt und an den Herd. "Lernen in besonderer Organisationsform", heißt das flexible Modell der Schüler-Genossenschaft - und Geschäftsführerin Zaaraa lobt: "Ich habe gelernt mich zu beherrschen, wenn zum Beispiel jemand was falsch macht. Das konnte ich am Anfang der Neunten nicht." Die BoZz-Mitarbeiter lernen somit nicht nur Rezepte und Service, sondern auch fürs Leben. www.sekundarschule-wilmersdorf.de/schuelerfirma.html

"WIR KRIEGEN MEHR AUFTRÄGE, ALS WIR BEARBEITEN KÖNNEN"

Porsche Junior, Falkensee

Montags wird es ölig, manchmal staubig, öfters laut: Dann ist Schülerfirmen-Tag in der Schule am Akazienhof im brandenburgischen Falkensee. Sieben Schüler, unter ihnen ein Mädchen, machen Porsche-Trecker wieder flott. Zwei haben sie in jahrelanger Kleinarbeit komplett restauriert, einen überholt. Noch bis Herbst steht ein weiteres altes Schätzchen in der Werkstatt. "Wir kriegen mehr Aufträge, als wir bearbeiten können", sagt Lehrer Guido Hildebrandt. Er mag die Schüler-GmbH nicht missen. Seine Teenager-Schützlinge sind lernbeeinträchtigt, bekommen durch die Arbeit Selbstbewusstsein und eine Perspektive. "Schülerfirmen eignen sich wunderbar zur Entwicklung von Kompetenzen und zur Berufsorientierung." www.pjt-falkensee.de

"INNERHALB KÜRZESTER ZEIT EINE ZIEMLICH STEILE LERNKURVE"

Pimp my brain, Dresden

Dresdner Schüler haben 2007 professionalisiert, was bis dato unter der Hand lief: Nachhilfe. Als damals einige besonders gut Spanisch konnten und andere miese Noten schrieben, gründete sich pimp my brain. 21 Nachhilfelehrer hat die Schüler-GmbH derzeit, die Einzelstunden für fünf und Gruppenstunden für 3,50 Euro pro Schüler anbietet. "Wir decken alles ab, was nachgefragt wird. Hauptsächlich sind es Mathe und Fremdsprachen", sagt Madlen Sobkowiak. Die frühere Schülerin des Pestalozzi-Gymnasiums bleibt als Begleiterin dabei und lobt, dass betriebswirtschaftliches Wissen nebenbei vermittelt werde: "Man kann innerhalb kürzester Zeit eine ziemlich steile Lernkurve hinlegen", sagt die 18-Jährige. Sie studiert nun BWL. www.pmb-pesta.de

"WIR WOLLEN FÜR UNSERE WEINBAUREGION DEN NACHWUCHS SICHERN"

Rebläuse, Bad Sulza

August ist Erntezeit: Zehn Schüler aus dem thüringischen Bad Sulza haben dann stressige Tage in den Hügeln neben der Toskana-Schule. Jahr für Jahr produzieren Acht- und Neuntklässler edle Tropfen, die sie selbst noch gar nicht trinken dürfen. Aus 140 Reben der roten Sorte Regent und der weißen Muskateller und Phoenix gewinnen die jungen Winzer 300 bis 500 Flaschen - und vermarkten sie für je 6,80 Euro. Schulleiter Wolfgang Pirl erläutert: "Die Schüler lernen so: Wie schreibe ich eine Rechnung? Wie mache ich eine Preiskalkulation?" In seinem Unterricht mag Pirl nicht mehr auf das praktische Lernen verzichten. Es geht ums Ganze: "Wir wollen für unsere Weinbauregion den Nachwuchs sichern." www.toskana-schule.de/unsereags.html

"Wir können Brücken schlagen"

Die ehemalige Leistungssportlerin und promovierte Germanistin Heike Kahl leitet die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) seit deren Beginn. Viele Probleme in der Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen habe die Gesellschaft noch nicht gelöst. Heike Kahl wünscht sich mehr unternehmerisches Engagement in der Bildung.

VON NICOLE WALTER

Frau Dr. Kahl, Sie haben die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) mit aufgebaut und sind seit zwanzig Jahren deren Geschäftsführerin. Was treibt Sie an?

Am Anfang war es so etwas wie eine sportliche Wette für mich. Gelingt es, in Deutschland eine Stiftung für Kinder und Jugendliche von null auf zu etablieren? Mit der Entwicklung der Stiftung haben sich die Themen stärker fokussiert, wir sind gewachsen, haben uns bundesweit etabliert, aber die gesellschaftlichen Herausforderungen, die bei der Gründung der Stiftung bestanden, die sind ja nicht gelöst. Unsere Aufgaben sind nach wie vor da. Die Bildungsrepublik wird ausgerufen, aber was steckt denn dahinter? Hinter die Floskel "Wir wollen kein Kind zurücklassen" kann sich jeder stellen, das ist so etwas wie ein rhetorischer Superstar. Aber was bedeutet das denn eigentlich? Wie geht das, die sogenannte "benachteiligte Zielgruppe" nicht nur als Objekt von Maßnahmen zu sehen, sondern ihre Potentiale zu entdecken und sie entfalten zu lassen? Das wissen nicht so viele. Durch unsere Programme wissen wir das sehr gut. Kinder und Jugendliche zu fördern, aber gleichzeitig Fragen an das System zu stellen, an die Gesellschaft: das ist heute meine Motivation.

Sie sprechen von Fragen an die Gesellschaft. Welche sind das?

Am wichtigsten sind die Fragen, die helfen, in Bildungsfragen die staatlichen Routinen zu überdenken und zu durchbrechen. Es gibt zu viele unterschiedliche Zuständigkeiten, auch in den Ministerien, und zu wenig Zusammenwirken. An den Brüchen fallen die Kinder- und Jugendthemen durch das Raster, zum Beispiel beim Übergang von der Kita zur Grundschule oder im Zusammenspiel von Kinder- und Gesundheitsthemen. Und das sind wichtige Themen: Es gibt weniger Kinder in Deutschland, sie werden internationaler, und sie werden dicker. Was müssen wir als Gesellschaft tun, damit Kinder und Jugendliche nicht aussortiert werden und die Bildung nicht von der Herkunft bestimmt wird?

Warum braucht es Ihre Stiftung dafür?

Eine Gegenfrage von mir: Warum gibt es das Problem noch? Wenn andere in der Lage wären, es zu lösen, wäre es ja nicht mehr da. Ich glaube, es braucht die Moderation, Steuerung und Unterstützung. Wir sind ein Dritter, der nicht Teil von Konflikten ist. Wir können Brücken schlagen.

Ihre Unabhängigkeit ist wichtig, um als Moderator, als Dritter respektiert zu werden, der Brücken schlagen kann. Wie bewahren Sie sich diese Souveränität? Schließlich geht es auch immer darum, das Stiftungskapital zu mehren - und Geldgeber möchten gern Einfluss nehmen.

Das ist eine ganz wichtige Frage und vielleicht die allerschwerste. Aber vielleicht ist diese vermeintliche Abhängigkeit auch ein Element von Freiheit. Weil wir viel mehr gezwungen sind, die Aushandlungsprozesse genau anzuschauen und die Ziele unserer Partner exakt zu analysieren. Es reicht uns nicht, nur die Überschriften zu lesen, sondern wir müssen die Interessen unserer Partner genau verstehen, um zu entscheiden, wo können wir mitgehen,

wo nicht. Die Autonomie zu wahren ist schwer. Aber es gibt eine große Bewusstheit dafür, die uns dazu bringt, ganz genau hinzuschauen. Das ist immer wieder ein Aushandeln. Wo sagen wir stopp, bis wohin gehen wir mit?

Und wann sagen Sie stopp?

Wenn wir zum Beispiel mit der Wirtschaft kooperieren, sind wir ja nicht naiv. Unternehmen haben ein ökonomisches Interesse, und wenn wir merken, das soziale Engagement ist eine Verlängerung der Marketing-Abteilung, dann gehen wir nicht mit. Wenn das Interesse ernsthaft ist, dann sagen wir "okay".

Sie kooperieren zum Beispiel mit dem Unternehmen Telefónica und der Gegenbauer Holding. Werden Projekte mit der Wirtschaft in Zukunft zunehmen?

Es wäre uns eine große Freude, wenn es so kommt. Unternehmen haben zunehmend Schwierigkeiten, junge Menschen für sich zu gewinnen, sie an sich zu binden und ihnen adäquate, attraktive Ausbildungsprogramme anzubieten. Sie bekommen keine "fertigen" Jugendlichen ans Werkort gebracht und können dann ihre Standardausbildung einsetzen. Es wird individueller, die Unternehmen müssen sich überlegen, wie sie an junge Leute herankommen und wie der Schritt von der Schule in den Beruf besser gelingt.

Verstehen Sie die Skepsis, die viele Menschen empfinden, wenn sich Unternehmen in gesellschaftliche Aufgaben einmischen?

Na ja, man kann sagen, der Staat muss es richten. Aber der Staat richtet es nicht. Man kann ausrufen, die Familie ist der wichtigste Ort der Erziehung. Aber sie ist es nicht immer. Und man kann sagen, es ist gut, wenn sich alle beteiligen, auch Unternehmen. Lasst uns Regeln dafür aufstellen. Unsere Stiftung kann ein Garant dafür sein, dass es gut läuft. Unsere Strategie ist es, gemeinsam Probleme zu lösen.

Eines Ihrer großen Handlungsfelder sind Bildungslandschaften. Was genau verstehen Sie darunter?

Kurz gesagt, alle diejenigen, die in einem klaren lokalen Rahmen an Bildung beteiligt sind, sollen gemeinsam ihre Verantwortung für Bildung wahrnehmen. Und das als eine Gruppe, die sich für die Biographien der Kinder interessiert und an den Interessen und Notwendigkeiten des Kindes orientiert.

Haben Sie ein paar konkrete Beispiele für solche Gruppen?

Im hessischen Weiterstadt macht sich eine Kommune auf den Weg, um Strukturen der Zusammenarbeit zu verbessern. Damit alle daran mitwirken, dass Kinder besser gefördert werden - gerade die, die es schwerer haben als andere. Die DKJS hat hier gemeinsam mit der Stadt eine "Lebenswelt Schule" und die "Bündnisse für Chancengerechtigkeit" umgesetzt. In Berlin-Kreuzberg haben sich das Jugendamt, ein Familienzentrum und eine Grundschule zusammengetan, um die Zusammenarbeit mit Eltern zu verbessern - gerade solchen Eltern, von denen man immer sagt, dass sie "schwer erreichbar" sind. Die DKJS unterstützt sie dabei.

Sie haben angekündigt, das Stiftungskapital von sechs auf zehn Millionen Euro erhöhen zu wollen. Kein kleiner Schritt. Wie schaffen Sie das?

Wir sind darauf angewiesen, durch gute Ergebnisse Interessenten zu finden, die unsere Arbeit unterstützen. Das ist ein mühsamer Weg, weil zwar alle über Bildung reden, aber dann wieder in die Falle tappen und sagen, das ist doch Staatsaufgabe. Ich habe am Anfang von der sportlichen Wette gesprochen, das ist heute keine Wette mehr. Aber eine

Herausforderung. Wir haben kleinteilige Spenden und wissen, dass diejenigen, die spenden, im Vergleich zu anderen Organisationen, wesentlich höhere Spenden geben. Aber die Summe der kleineren Spenden reicht nicht aus. Deshalb haben wir in diesem Jahr, unserem Jubiläumsjahr, eine Kampagne gestartet, um gezielt Unternehmen anzusprechen. Bis 2017 wollen wir das schaffen, aber das ist ein hehres Ziel. Wir müssen uns jedoch der Aufgabe stellen, um langfristig stabiler zu sein.

Welche Themen werden die Stiftung inhaltlich in den kommenden fünf Jahren beschäftigen?

Also auf jeden Fall das digitale Lernen und das Thema Inklusion. Aber auch die Teilhabe junger Menschen im ländlichen Raum. Was muss man tun, damit das Leben nicht arm wird für die Jugendlichen in abgehängten Gebieten? Daneben wird uns das Thema "Zusammenleben verschiedener Generationen" beschäftigen. Wie leben Kinder, Jugendliche, Menschen mittleren Alters und Ältere gut miteinander? Diesen gesellschaftlichen Fragen wollen wir uns stellen.

Die Mutmacherin

Fünf in Mathe? In den Nachhilfe-Ferienlagern der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) lernen Achtklässler das Lernen. Dabei hilft ihnen die angehende Lehrerin Melanie Tautenhahn. Um Bruchrechnung zu erklären, greift sie auch mal zum Cocktailshaker.

Von Alex Westhoff

Melanie Tautenhahn kann lebhaft davon erzählen, wie es war, als die Schüler endlich alle im Bus saßen. Wie die Laune sank, die Empörung wuchs und die Stimmung schließlich eisig wurde: Es gab keinen Handyempfang. Die Osterferien waren gerade angebrochen, und die Achtklässler sahen ihre Freunde in den Urlaub fahren - und hockten selbst neben fremden Gleichaltrigen in einem Bus, der sie tief ins hessische Land kutscherte. Mit der Aussicht auf zwei Wochen intensives Lernen für ein Problemfach, das ihre Versetzung gefährdete. Und dann gab es noch nicht mal Handyempfang. Es war auch an Tautenhahn, die Situation aufzulockern, bevor es überhaupt losging mit dem "o.camp", einem Angebot des Hessischen Kultusministeriums und der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS). Das kleine "o." steht für Ostern. Seit 2007 werden in jedem Jahr in vier Camps insgesamt 240 hessische Schüler betreut, die aufgrund ihrer Leistungen in Englisch, Mathematik oder Deutsch versetzungsgefährdet sind. Die angehende Lehrerin Tautenhahn war als eine von 18 "Teamern" mit 60 Schülern aus dem Kreis Offenbach unterwegs in die Bildungs-, Freizeit- und Tagungsstätte Wolfshausen in der Nähe von Marburg. Viel Wald, noch mehr Insekten, wenige andere Menschen, kaum Ablenkung - und partout kein Handyempfang.

Es flossen Tränen zum Abschied

Elf Tage später war bei den meisten die Null-Bock-Einstellung längst verfliegen. Die Erinnerungen an die fruchtbare Gemeinschaft auf Zeit und die spannenden Freizeitaktivitäten neben dem Lernen für die Schule waren noch frisch. Es flossen Tränen zum Abschied. Und Tautenhahn bekam einen rührenden Brief von den zehn Jugendlichen ihrer Gruppe, die sie in Mathematik fitter gemacht und sich dabei den Ruf als "Formel-Queen" erworben hat. "Wir wissen jetzt, was Bruchrechnung ist", heißt es in dem Brief. Und weiter: "Danke, dass du uns zugehört hast und Selbstvertrauen gegeben hast. Wir wussten vorher nicht, was das ist." Viele Teilnehmer, sagt Tautenhahn, fühlten sich im Camp mehr wahrgenommen mit ihren Problemen als im heimischen Umfeld in Schule und Familie. Bei vielen sei, nachdem sie den Anschluss in einem Fach verpasst hätten, die Lust auf Schule insgesamt verlorengegangen. Drei Mahlzeiten am Tag und auch mal ein Geschenk wie eine kleine Tasche mit Schreibblock und Stiften - "das war für viele Teilnehmer Neuland", erzählt die 24-Jährige. Sie wurde in Chemnitz geboren und hat in Gießen Biologie und Deutsch studiert. Die große, schlanke Frau hat bei den 13- bis 15-Jährigen auch mit ihren ausgeprägten Tanzfähigkeiten gepunktet.

An diesem Vormittag sitzt die Referendarin aber an der breiten Fensterfront eines Raumes in der Heinrich-Böll-Gesamtschule in Rodgau. Zu einem der sogenannten Nachbegleitungsgespräche. Michaela Grocela erzählt stolz, dass sie nach dem "o.camp" in Mathe "nicht mehr auf Fünf, sondern Drei" stehe und ihre Lehrerin darüber "regelrecht geschockt gewesen" sei. Im positiven Sinne. Die 14-Jährige sagt: "Ich habe gemerkt, dass ich Hilfe brauchte. Und jetzt mache ich Mathe sogar ganz gerne." In den Nachbegleitungsgesprächen versucht Tautenhahn zu verhindern, dass die Erfolge nach der Rückkehr schnell wieder verfliegen. In den "o.camps" geht es zwar vorrangig darum, versäumten Stoff aufzuholen und zu verfestigen. Aber die Teilnehmer sollen auch das Lernen lernen. Individuell passende Lernmethoden und Problemlösungsstrategien sollen vermittelt werden. Noch ein zweites Mal wird Tautenhahn, die Anfang Mai ihr Referendariat

an einer Gesamtschule in Altstadt begonnen hat, Michaela in diesem Schuljahr besuchen. "Ich habe mich an den Stoff herangemacht und es geschafft", sagt Michaela lächelnd und erntet ein Strahlen von ihrer Teamerin Tautenhahn.

Dicht dran an den Jugendlichen

Die Betreuer in den Camps (18 für 60 Schüler) sind in der Regel zwischen 20 und 30 Jahre alt und somit näher an der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen dran als die meisten Lehrer. Der Umgang miteinander ist lockerer und auch vertrauensvoller. In Spielen und Wettbewerben treten die Schüler während des "o.camps" regelmäßig gegen die Teamer an. Überhaupt wird der durchgetaktete Tagesablauf in den Camps immer wieder mal durch Lockerungsübungen unterbrochen. Auch können die Teilnehmer mit einem Teamer mal zwanzig Minuten rausgehen und auch mal über Sorgen sprechen, die über Schule hinausgehen. Was unmöglich ist in der Schule innerhalb eines Klassenverbandes von 25 und mehr Jugendlichen. Im "o.camp" wird die zehnköpfige Gruppe eines Förderfachs stets von zwei Betreuern begleitet - einer Lehrkraft und einer Kraft mit sozialpädagogischem Hintergrund.

"Die Schüler merken schnell, dass sie jede Frage stellen können und auch die Freizeitaktivitäten cool sind", sagt Tautenhahn. Einen Hochseilgarten gab es auf dem Gelände, abends saß man am Lagerfeuer oder Grill zusammen. Eine Exkursion ins Mathematikum, ein Mitmach-Museum in Gießen, wurde organisiert. Überhaupt versuchen die Camps das Fach Mathe in Projektarbeit nutzbar und erfahrbarer zu machen. "Shake it" hieß das Programm unter Tautenhahns Leitung. Dabei wurden Bruch- und Prozentrechnung sowie Gleichungen anhand des Mixens von Cocktails dargestellt und anschaulich gemacht. Natürlich immer ohne Alkohol. "Rechnen, ohne dass es die Schüler so richtig merken" sei die Devise, so Tautenhahn. Im Grunde sei der Mathestoff von der fünften bis zur achten Klasse nachzuholen gewesen, sagt sie. Die Teilnehmer hätten erhebliche Defizite auch im Kopfrechnen und selbst bei den Grundrechenarten gehabt. Und so, wie verschiedene Leistungsniveaus der Einzelnen auszugleichen waren, galt es auch die Gruppe mit ihren besonders extrovertierten und den ruhigeren Vertretern auszubalancieren. Vom Frühstück um 8 Uhr morgens bis zur Abendrunde der Gruppe nach dem Abendessen sind die Teamer gefragt und gefordert. "Und manchmal mitten in der Nacht auch", sagt Tautenhahn und lacht.

Elf gemeinsame Tage an einem einsamen Ort im Wetteraukreis schienen zunächst eine lange Zeit. Doch in Wahrheit sei dies in Anbetracht der großen nachzuholenden Stoffmenge "total kurz und knackig", sagt Tautenhahn. Sie hat sich in einem Auswahlverfahren in Frankfurt für ein Mitwirken an den "o.camps" beworben und zwei weitere Vorbereitungswochenenden mit den anderen Teamern absolviert. Tautenhahn schätzt es, wenn Unterricht nicht nur frontal gehalten wird, wobei "man nicht merkt, wer sich etwas Falsches aneignet". 80 Prozent der "o.camp"-Teilnehmer schaffen die Versetzung in die neunte Klasse - ein stolzer Wert. Tautenhahn führt dies auch auf den stärkeorientierten Ansatz zurück, der in den Camps verfolgt wird. "Du kannst es" anstatt "Da hast du aber großen Nachholbedarf". Die Kinder, so Tautenhahn, bekämen in der Schule häufig zu hören, dass sie dies und jenes nicht könnten, dass sie an diesem und jenem zu arbeiten hätten. Das gehe auf Kosten des Selbstbewusstseins. Michaela Grocela fühlt sich gewappnet für die letzten Wochen des Schuljahres, vor allem wegen der Erfahrung im Camp. "Die Zeit dort", sagt sie, "war voll schön."

Kastentext:

DAS PROJEKT

"o. camps" sind Nachhilfe-Ferienlager, die vom Hessischen Kultusministerium und der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) seit 2007 in jedem Jahr in den Osterferien angeboten werden. In vier Camps lernen und leben 240 Schüler mit schlechten Noten in

Englisch, Mathe oder Deutsch zwei Wochen intensiv für das Fach, in dem es besonders hapert. Das Angebot richtet sich an Haupt-, Gesamt- und Realschüler der achten Klasse in den hessischen Regionen Kassel, Frankfurt, Wiesbaden und Offenbach. www.ocamp.de.

DIE TEAMERIN

Melanie Tautenhahn hat in diesem Jahr erstmals als Teamerin an einem "o.camp" mitgewirkt. Die angehende Lehrerin hat in den Osterferien eine Lerngruppe für das Fach Mathematik für Schüler aus dem Kreis Offenbach betreut - und sich im "o.camp" schnell den Ruf als "Formel-Queen" erworben. Die 24 Jahre alte Tautenhahn ist in Chemnitz geboren und hat in Gießen Biologie und Deutsch studiert. Seit Anfang Mai absolviert sie ihr Referendariat an der Limeschule in Altstadt im Wetteraukreis.

Offene Ohren für Schüler im Osten

Abseits der Städte fehlen in Ostdeutschland die Kinder. Ist gute Bildung da noch möglich? Die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) hat darauf nicht eine Antwort - sondern viele.

Von Jan Bojaryn

Manchmal braucht man nur den richtigen Anstoß. Als vor wenigen Jahren in einem Vorort von Chemnitz die Kinder einer Krippe fragten, wo die Eier eigentlich herkämen, wurde ein Fachmann gefunden. Jemand, der sich mit Eiern und Hühnern auskennt; ein Bauer wohnte gleich um die Ecke.

Jens Hoffsommer, Leiter des Servicebüros Anschwung für Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt bei der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS), grinst, wenn er sich an die Geschichte erinnert. Der Bauer ließ sich nicht lange bitten, sondern installierte eine Brutlampe in der Kita. Die Kinder konnten beim Schlüpfen zuschauen. "Der Bauer war mit dem Herzen dabei. Auch bei den Kindern ist er jetzt total angesagt. Und plötzlich entstehen ganz neue Kontakte im Dorf."

Gute Bildung erfordert harte Arbeit, kluge Planung und viel Geld. Aber manchmal reichen ein Anruf und ein Brutkasten, um Neugier in Kindern anzufachen und um ihnen die Erfahrung zu geben, dass ihre Wünsche ernst genommen werden. "Es müssen nicht immer die großen Bewegungen sein", sagt Hoffsommer und lehnt sich zurück. Der hochgewachsene Sozialpädagoge strahlt Gelassenheit aus. Dabei macht ihm sein Ansatz mehr Arbeit, nicht weniger. Die DKJS will zwischen Akteuren moderieren und sie vernetzen. Im Klartext heißt das, mit jedem zu reden. Genau darin liegt nach Ansicht von Hoffsommer die Lücke, die es zu schließen gilt.

Die Bildung in den ländlichen Regionen in Ostdeutschland steht vor Herausforderungen. Arndt Schubert hat die Entwicklung aus nächster Nähe erlebt. Schon vor der Wende arbeitete er als Lehrer für Technik und Informatik; inzwischen ist er Pressereferent der Regionalstelle Zwickau der Sächsischen Bildungsagentur. Als Beauftragter für Bürgeranliegen hat er erfahren, was der demographische Wandel bedeutet. Es gab Zeiten, da riefen täglich zwanzig Eltern an, um sich über Schulschließungen zu beschweren. "Ab Mitte der Neunziger fehlten Schulanfänger."

Für den Erhalt einer Grundschule sind laut Schulgesetz 15 Schüler pro Jahrgang erforderlich. Schubert findet: "Die kriegt man noch irgendwie zusammen." Aber weiterführende Schulen mit ihren verschiedenen Kursangeboten brauchen mehr: je nach Schulform zwei bis drei Klassenzüge mit je 20 Kindern. Schnell zeichnete sich ab, dass viele Schulen schließen müssten. Von rund 2000 Schulen im Jahr 2002 sind noch etwa 1400 übrig. "Bei den Mittelschulen sah es schlimm aus", berichtet Schubert. "Manche Regionen hatten vierzehn Schulen und haben jetzt noch drei." Auch bei betroffenen Kommunen und enttäuschten Eltern habe sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, dass Schulen mit zu wenigen Schülern keinen Sinn ergäben. Schubert verweist auf das soziale Netz, dass sich eigentlich um so eine Institution spannen muss. "Sie können bestimmte Dinge, die eine Schule auch außerhalb des Unterrichts ausmachen, gar nicht mehr realisieren."

Auf solche Herausforderungen reagiert die DKJS nicht mit großen Plänen, sondern mit offenen Ohren. "Alle Projekte setzen an den Problemen der Leute vor Ort an", erklärt Jens Hoffsommer. So kann die DKJS auf Bedürfnisse eingehen, von denen sie vorher selbst nichts wusste. Inklusion von Kindern mit Behinderungen ist etwa gerade ein großes Thema der sächsischen Bildungspolitik. Aber in Görlitz verschwanden im Zuge der gemeinsamen

Betreuung heilpädagogische Kita-Plätze. Die Heilerzieher suchten den Dialog, setzten sich mit Eltern und politischen Entscheidungsträgern zusammen. So bildete sich im Landkreis ein Netzwerk. Ein Positionspapier soll die Grundlage für Verhandlungen und Gespräche mit Entscheidungsträgern bilden.

Beliebig werden darf die Projektarbeit freilich nicht. Kontrollierbare Kriterien für den Erfolg werden festgelegt. Alle Beteiligten müssen mit am Tisch sitzen. Als Moderator hat Hoffsommer dabei eine griffige Vorgabe parat: "Organisiert positive Erfahrungen!" Wenn ein Projekt allen Beteiligten Vorteile bringe, dann wirke es nachhaltig. Die ersten Anknüpfungspunkte für neue Netzwerke entstehen. So liefert die DKJS oft nicht mehr als Anstöße. Die Menschen bewegen sich dann alleine.

Kicken fürs Karma

Vereinen fehlt der Nachwuchs. Fußball gespielt wird trotzdem. Jugendliche bringen sich ein wie selten zuvor - nämlich online. Sozial und digital - wie sieht das neue Engagement der Digital Natives aus?

Von Sebastian Kempkens

Julius Korn liebt Fußball. Aber muss er deshalb in einen Verein gehen? Zweimal, dreimal die Woche Training und am Wochenende Wettkampfspiele - das wäre dem 24-Jährigen zu viel. Korn sagt: "Ich will einfach kicken." Irgendwann stellte sich der Berliner deshalb die Frage: Es gibt eine Riesenauswahl an Sportplätzen in der Stadt und unzählige Freizeitkicker wie ihn selbst - kann man das nicht besser koordinieren, die Leute auf den Plätzen zusammenbringen, ganz ohne Vereine? Geboren war die Idee zu www.wo-wird-gekickt.de. Rasen, Tartan, Sphalt? Die Internetseite ist ein kartenbasiertes Netzwerk, auf dem Plätze angezeigt werden, auf denen man Fußball spielen kann. Jeder Nutzer kann mitmachen, neue Plätze eintragen, Mitspieler finden - und anfangen zu kicken.

Es gibt viele Jugendliche, die einfach die Dinge selbst in die Hand nehmen

Ob Fußballvereine oder Freiwillige Feuerwehr: vielen Vereinen in Deutschland fehlt der Nachwuchs. Engagieren sich Jugendliche also weniger? Das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Es gibt viele junge Erwachsene, die Dinge einfach selbst in die Hand nehmen, sich nicht auf die Strukturen eines Vereins verlassen wollen. Die sogenannten Digital Natives, also jene Jugendlichen, die mit dem Internet aufgewachsen sind, engagieren sich anders als Generationen vor ihnen - ein Beispiel ist Julius Korn.

Der sagt von sich selbst, dass es ihm wichtig ist, "Gutes zu tun", dass er sich "der guten Sache verpflichtet fühlt". "Das ist besser fürs Karma", sagt Korn und lacht. Aber erst über www.wo-wird-gekickt.de kam sein Engagement so richtig ins Rollen.

Geholfen hat ihm dabei "Think Big", ein Projekt der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS). "Die haben die Seite so richtig groß gemacht", sagt Korn. Ohne die Stiftung hätte er seine Idee nicht so gezielt umsetzen können. Wie Korn bekamen bei "Think Big" seit 2010 bereits 40 000 Jugendliche in mehr als 2000 Projekten finanzielle Unterstützung zwischen 400 und 1000 Euro, zudem einen Coach und Berater zur Seite gestellt.

Dabei ist "Think Big" nicht das einzige Projekt der DKJS, das Jugendliche beim sozialen Engagement unterstützt. Auch mit "Youthpart #lokal" verfolgt die Stiftung dieses Ziel. Hier sollen junge Erwachsene über internetbasierte Verfahren an kommunalpolitischen Entscheidungen beteiligt werden. Auch die Gefahren des Internets beleuchtet die Stiftung. Bei einem Projekt macht die DKJS gemeinsam mit der Arag-Versicherung auf die Probleme des digitalen Mobbings - sogenanntes Cybermobbing - aufmerksam. Klaus Heiermann von der Arag sagt: "Wir setzen uns für Chancengleichheit im Cyberlife ein. Das Netz ist kein rechtsfreier Raum. Vor allem Kinder und Jugendliche brauchen hier mehr Schutz."

Julia Falck, die "Think Big" bei der DKJS betreut, sagt: Das Projekt zeichne sich durch seinen niedrigschwelligen Ansatz aus, der direktes Engagement für Leute wie Julius Korn ermöglicht. Und wenn man Jugendliche beim sozialen Engagement unterstützen wolle, komme man am Digitalen eben nicht mehr vorbei. Deshalb legten die Macher hierauf einen besonderen Schwerpunkt: dass Jugendliche für die Chancen des Internets sensibilisiert werden, die Probleme aber nicht ausgeklammert werden und sie Aufklärung etwa über juristische Themen bekommen.

Am Anfang steht ein konkretes Problem, das es zu lösen gilt

Die Frage ist: Hat das Internet die Herangehensweise der Jugendlichen ans Engagement generell geändert? Nicht unbedingt, sagt Falck. Die Jugendlichen würden nicht bewusst sagen: Ich mache etwas Digitales. "Das Digitale ist für sie Alltag", sagt die DKJS-Mitarbeiterin. Manchmal ergebe es sich dann eben einfach, dass Computer und Internet auch im Engagement eine große Rolle spielen.

So wie bei Aya Jaff. In der Schule der 18-jährigen Nürnbergerin fielen viele Unterrichtsstunden aus, vor dem ausgehängten Vertretungsplan bildeten sich lange Schlangen. Es müsste doch möglich sein, dachte sich Jaff, eine App zu programmieren, die dieses Problem intelligenter löst - und den Schülern ihren neuen Stundenplan einfach aufs Handy schickt. Jaff erkundigte sich und merkte schnell: Würde sie die Anwendung programmieren lassen, müsste sie eine Menge Geld auf den Tisch legen. "Da dachte ich mir", sagt Jaff, "es wäre doch super, wenn ich das selbst könnte." Und sie war sich sicher: "Bestimmt bin ich nicht die Einzige, die das interessieren würde." Schnell war die Idee zu "Nerd Berg" geboren, ein Projekt, das Workshops zu digitalen Themen anbietet, bei dem Teilnehmer zum Beispiel Programmiersprachen lernen können. "Wir möchten, dass jeder den Nerd in sich entdeckt", wirbt Jaff auf ihrer Internetseite.

Ähnlich wie bei Korn stand bei der Abiturientin Jaff ein konkretes Problem am Anfang, das es zu lösen galt. Dass es ein typisches Digital-Native-Projekt wurde, ist bei Jaff kein Zufall: Schon als Kind sei sie fasziniert von Technik gewesen, ihr Vater kenne sich gut mit Computern aus und habe sie früh angelernt. Wäre ihr die Idee zu "Nerd Berg" nicht gekommen, hätte sie sich dann auch klassisch sozial engagiert, etwa bei der Freiwilligen Feuerwehr? "Wohl eher nicht", sagt Jaff und lacht. "Aber ich finde es super, wenn man sich sozial engagiert - egal wie."

Junge Menschen verfolgen ihre eigenen Ideen. Hip-Hop zum Beispiel

Julia Falck von der DKJS sagt, dass Projekte wie Jaffs und Korns für die Generation typisch seien. "Das Engagement orientiert sich heute stärker an den eigentlichen Interessen der Jugendlichen und an ihrem direkten Umfeld", sagt sie. Das heißt: Während junge Leute früher in Verbänden mitarbeiteten und sich den Zielen anderer unterordneten, verfolgen sie heute eher ihre eigenen Ideen. Statt Freiwilliger Feuerwehr würden Jugendliche heute eher Hip-Hop-Partys für den guten Zweck veranstalten oder Geld für ein Tonstudio im Jugendhaus sammeln, sagt Falck. Dadurch verändere sich auch der Zeitrahmen des Engagements. Wer bei einem Verband mitmacht, kann theoretisch mit 15 einsteigen und erst als Rentner wieder aufhören. Heute, so Falck, würden sich Jugendliche in kürzeren Projekten engagieren. Drei Monate ein Thema, dann kommt etwas Neues.

Bei diesem Engagement will die DKJS möglichst viele Jugendliche unterstützen. Deshalb war es wichtig, ein Angebot zu schaffen, für das man nicht erst 15 Seiten Formulare ausfüllen muss. Der Ansatz hatte Erfolg: "Think Big" etwa schafft es, Jugendliche zu mobilisieren, die sich noch nie zuvor engagiert haben. Knapp 40 Prozent der Teilnehmer kommen aus sozial benachteiligten Familien, sagt Falck. Und mehr als 70 Prozent der Jugendlichen hätten angegeben, sich auch nach "Think Big" weiter engagieren zu wollen.

Dieses Engagement will auch die Telefonica Germany GmbH unterstützen. Roland Kuntze, ein Sprecher des Unternehmens, sagt: "Wir haben Think Big ins Leben gerufen, weil wir an Jugendliche und ihr kreatives Potential glauben." Es gehe darum, innovatives Denken, Eigenverantwortung und Unternehmergeist zu fördern. "Wer sich die mittlerweile mehr als 2200 Think-Big-Projekte anschaut stellt fest: Die Jugendlichen setzen sich mit ihren Ideen für eine bessere Zukunft ein."

Das war auch Julian Korns Ziel. "Fußball verbindet", sagt er. Das klinge wie eine Plattitüde, stimme aber. Er wolle helfen, dass das so bleibt - mit seiner Internetseite.